

Martin Spirig



*Schreckensodyssee
einer Staatsanwältin*

Ökothriller

Buchinhalt

Die Schreckensodyssee einer Staatsanwältin

Über eine verheerende Umweltkatastrophe.
Über Vertuschung, Medienmanipulation und Mord.
Über Genmanipulation, Wahlkampf und Konzerninteressen.
Und mitten drin eine Staatsanwältin,
die die brisanten Hintergründe offenzulegen droht:
bis zum Eklat in der Weltöffentlichkeit!

ISBN 3-0344-0115-9

(356 Seiten Paperback) – (SFr. 27.90; Euro Kurs 1.21)

Leseprobe

...

Eine Helikopterstaffel schnattert im Tiefflug heran. Das klopfende Rotorengeräusch reisst Julie-Anne Brown aus dem Schlaf - oder aus der Bewusstlosigkeit? Die Flugmaschinen schweben wie Insektenleiber in der Luft. Sie setzen mit brausenden Turbinen zur Landung an; die Frau nimmt sie wie durch einen milchigen Schleier hinter Gitterstäben wahr, und in der Tat, es ist ein finsterer Raum, in dem sie sich befindet, der nur durch das einfallende Tageslicht erhellt ist.

Julie-Rose richtet sich mühsam auf. Der Nacken schmerzt. Hat sie einer niedergeschlagen? Was ist passiert?

Langsam steigt die Besinnung hoch. Da hat die `Viper` Dr. Spillard glatt aus dem fahrenden Krankenwagen gestossen! Das ist das letzte, woran sie sich erinnert. Dann wurde es plötzlich schwarz vor den Augen. Und jetzt hat man sie in ein enges Verhörzimmer gesperrt, mit dicken Eisenstäben vor dem Fenster und einer Überwachungskamera über der Eingangstüre.

Die Staatsanwältin reibt sich das Genick und versucht, sich zu orientieren. Die Motoren der Hubschrauber drehen im Leerlauf draussen. Befehle erschallen. Hundert Stiefel hasten über den Asphalt. Allem Anschein nach ist es ein Kasernenhof. Weshalb hat die Ambulanz Tommy-Lee Duff nicht ins Memorial Hospital gebracht? Warum fuhr Dr. Spillards chemisches Analyselabor zu einem Flugplatz der US-Army?

Die Geschäftigkeit vor dem vergitterten Fenster erlaubt es Julie nicht, die Gedanken zu ordnen. Vielleicht wäre das auch gar nicht möglich gewesen, hier und jetzt auf die vielen Fragen befriedigende Antworten zu finden. Die Neugier überwiegt. Schwankend steigt sie auf einen Stuhl, um einen Blick nach draussen zu werfen. Die letzten dreissig Zentimeter muss sie sich am Sims hochziehen.

Armeelastwagen fahren vor. Soldaten bilden ein doppeltes Spalier zu den eingeflogenen Helis. Die Heckplachen werden hochgeschlagen. Männer, Frauen, Kinder springen von den Fahrzeugen. Offiziere weisen sie ein und treiben sie zur Eile an. Werden die Menschen ausgeflogen? Wohin? Weshalb halten sich ein paar hundert Zivilisten auf dem Armeestützpunkt auf?

Julie-Anne krallt sich am Gesimse fest. Die letzte Kraft weicht aus den Armen und den Fingern gerade in dem Moment, als sie glaubt, jemanden erkannt zu haben. Da ist doch die dicke Millie? Das schwarze Dienstmädchen von Elisabeth und Arnie, das nie mit dem Arzt ins Haus der Schwerkranken zurückgekehrt war.

Julie-Anne hievt sich abermals am Fenstervorsprung hoch. Ja, dort ist Millie! Eindeutig! Was macht Millie hier? Sind die vielen Menschen, die hinter meterhohen Stacheldrahtrollen in notdürftig errichteten Zeltunterkünften warten, die evakuierten Bewohner von `Charlotte`, bevor der Flecken mit Feuer und Flamme eingeäschert wurde?

”Was machen Sie da, Miss Brown!” ertönt eine Stimme hinter Julie-Anne, sie wäre vor Schreck beinahe vom Stuhl gefallen. Eine junge Schwarze in tadelloser Uniform steht unter der Türe. Julie hat die Frau gar nicht hereinkommen gehört, so konzentriert war sie auf das Geschehen draussen gewesen.

”Wo bin ich? Wer sind Sie?” fragt die Staatsanwältin anstatt sich rechtzufertigen. Sie steigt vom Stuhl und stützt die Hände in die Hüften, um den Fragen ein wenig Autorität zu verleihen. In Turnschuhen, Jeans und T-Shirt?

„Ich bin Leutnant Neville und für Ihr Wohl zuständig, Madame,“ sagt die natürliche Schönheit im militärisch emotionslosen Ton. „Sie sind im Fort Wallace...“

„Warum hat man mich hierher gebracht? Mit welchem Recht halten Sie mich fest? Ich bin Zivilistin und unterstehe keinem Militärgesetz!“

„Ich bin nicht befugt, darüber Auskunft zu geben, Miss Brown,“ erwidert die Offizierin höflich und korrekt. Sie trägt das Haar unter der Mütze hochgesteckt. Lippen und Augenlider sind dezent geschminkt. Der knitterfreie Rock gibt vom Saum abwärts gut trainierte Beine frei. Die Frau strotzt vor Gesundheit und Kondition. Sie ist eine tadellose Erscheinung, gewiss eine knallharte Instruktorin in infantristischen Belangen.

„Dann sagen Sie mir, weshalb die Einwohner von `Charlotte` ins Fort Wallace gebracht wurden und wohin sie jetzt ausgeflogen werden,“ fordert Julie-Anne zu wissen. „Da ist ein Riesending passiert, dass Panzer eine ganze Stadt in Flammen schossen, nicht wahr, Leutnant?“

„Ich bin nicht befugt, Auskunft zu erteilen, Madame,“ lautet die Antwort lakonisch.

„Sie können wegtreten, Lieutenant Neville!“ krächzt eine Stimme über Lautsprecher durch den Raum. Sie ist elektronisch entfremdet, so dass der Sprecher nicht identifiziert werden kann. Erst jetzt beachtet Julie den Spiegel gegenüber der Liege an der Wand. Er ist mit Sicherheit semitransparent. Unbekannte können von der anderen Seite durchsehen und über versteckte Mikrofone jede Unterhaltung im Vorhörzimmer mitverfolgen. Die Staatsanwältin kennt diese Einrichtungen; sie sind auf jeder grösseren Polizeistation vorhanden, um das Täterverhalten während der Vernehmung zu beobachten.

Die schwarze Offizierin gehorcht dem Befehl unverzüglich. Julie-Anne geht zum Spiegel. Eine havarierte Göre blickt ihr entgegen. Dahinter mustern sie unbekannte Augen. Das kann sie förmlich spüren.

„Warum geben Sie sich nicht zu erkennen? Sir! Was hält Sie davon ab, mir Ihr Gesicht zu zeigen? Was haben Sie zu verbergen? Sir!“ spricht Frau Staatsanwältin aufs Glas, dass der Atem sich darauf niederschlägt.

„Treten Sie vom Spiegel zurück, Miss Brown!“ fordert die Stimme sie durch den Lautsprecher auf. „Sie sind nicht in der Position, Fragen zu stellen. Ich bin es, der die Fragen stellt!“

Julie gehorcht und geht ein paar Schritte zurück. Sie blickt in die Überwachungskamera und sagt barsch, in Kenntnis ihrer Rechte:

„Ich bin nicht Ihre Gefangene, Sir! Sie haben kein Recht, mich zu verhören! Ich verlange einen Anwalt, bevor ich eine Frage beantworte. Ich kann Sie als freie US-Bürgerin verklagen, weil Sie mich ohne Haftbefehl hier festhalten, ohne mich über meine Rechte aufgeklärt zu haben!“

„Sie haben sich in `Charlotte` widerrechtlich auf militärischem Sperrgebiet aufgehalten. Sie unterstehen der militärischen Gerichtsbarkeit, Miss Brown!“ quakt die Stimme durch den Raum.

„Woher kennen Sie meinen Namen?“

„Wir wissen alles über Sie! Sogar, dass Sie in vier Wochen Charles Spencer heiraten wollen!“

Julie schweigt konsterniert. Die Gedanken versuchen sekundenschnell herauszufinden, woher der Unbekannte diese Information besitzt.

„Ich empfehle Ihnen, mit uns zusammenzuarbeiten! Captain Hill wird Sie unterstützen und Ihre Rechte vertreten. Er ist Anwalt - wie Sie, Miss Brown!“

Die Türe geht auf. Ein Mann, der die Vierzig um zwei Jahre überschritten hat, kommt herein. Er trägt die Uniform der US-Rangers. Das ergraute Haar ist kurz geschnitten. Er macht einen souveränen, vertrauenserweckenden Eindruck. Er bittet Julie, am Tisch Platz zu nehmen. Die Kamera zoomt auf Grossaufnahme.

„Was wollen Sie?“ spricht die Frau in die Videooptik. „Ich will wissen, was mit den Zivilisten draussen geschieht und weshalb `Charlotte` eingäschert wurde!“

Julie-Annes Stimme geht im Rotorenlärm der startenden Hubschrauber unter. Die Staffel entfernt sich schnell. Die Laster fahren mit brummenden Motoren weg. Wer weiss wohin!

Die unbekannte Stimme meldet sich im Lautsprecher.

„Ich wiederhole mich sehr ungern, Miss Brown: Sie sind hier nicht in der Position, Fragen zu stellen oder Anweisungen zu erteilen! Ich appelliere nachdrücklich an Ihre Kooperation! Also?“

„Fragen Sie, Mr. Unbekannt, Major, Oberst, General, wer immer Sie sind, der es nicht wagt, mir das Gesicht zu zeigen!“ versetzt die Staatsanwältin sauer. „Dann lassen Sie mich gehen! Sie haben kein Recht, mich festzuhalten!“

„Oh doch! Wir haben das Recht, Miss Brown!“ widerspricht der Mann hinter der verspiegelten Glasscheibe ernst. Julie blickt auf Captain Hill.

”Hat er das?”

”Ich fürchte ja, Miss Brown,” bestätigt der Verteidiger mit unbewegter Miene. ”Ich empfehle Ihnen, kooperativ zu sein!”

”Sonst buchten Sie mich wohl ein oder stellen mich an die Wand?” erwidert Julie-Anne sarkastisch.

Der Unbekannte spricht mit elektronisch entfremdeter Stimme der Frau eindringlich ins Gewissen: Es habe eine heftige Tankwagenexplosion in `Charlotte` gegeben. Dadurch seien giftige Stoffe freigesetzt worden, die es nötig machten, das Städtchen zu evakuieren und aus Sicherheitsgründen zu eliminieren. Es habe leider einige Tote und zahlreiche Verletzte gegeben. Jede andere Information sei falsch und werde geahndet. Alle Bewohner seien zum Fort Wallace zur Entgiftung und medizinischen Untersuchung gebracht worden. Die ein- und ausfliegenden Hubschrauber täten nichts anderes, als die Leute an einen sicheren Ort zu bringen. Die Armee habe Container-Häuser aufgestellt, um sie menschenwürdig unterzubringen, bis neue Behausungen errichtet worden seien. Die US-Armee und die zuständigen Zivilbehörden setzten alles daran, die anstehende Umsiedlung effizient und unbürokratisch durchzuführen. TV-Teams seien nach Fort Wallace unterwegs, um live vor Ort zu berichten. Die Reporter könnten Fragen stellen und sich frei auf dem Areal bewegen. Der Armeestützpunkt wurde eigens wegen dieses ausserordentlichen Vorfalls für Zivilpersonen geöffnet.

Als Julie-Anne die Fragen stellt, wohin man Tommy-Lee Duff und die als Analyselabor eingerichtete Ambulanz hingebraht habe und wo John Menzis sich befinde, antwortet die Stimme im Lautsprecher unverholen:

”Wir kennen weder einen Tommy-Lee Duff noch einen John Menzis! Ebenso wenig ist uns eine Ambulanz bekannt, die als Labor eingerichtet wurde!”

”Und wie bin ich hierher gekommen? Ich habe den Krankenwagen selbst gesteuert, weil Mr. Menzis es von mir verlangte - mit Waffengewalt! - nachdem er Dr. Spillard kaltblütig während der Fahrt aus dem Auto geworfen hatte! Mr. Menzis hat mich niedergeschlagen und ist dann selbst hierhergefahren! Ich verlange, dass er verhaftet und wegen Mordes angeklagt wird!”

”Wir kennen keinen Dr. Spillard!” insistiert die unbekannte Stimme. ”Wir wissen nicht, wovon Sie sprechen, Miss Brown. Sie kamen auf einem Laster hier an, wie die anderen Evakuierten!”

Julie-Anne fährt brüsk vom Stuhl hoch.

”Erzählen Sie keinen Blödsinn, Mr. Unbekannt!” schimpft sie los. ”Hören Sie auf, mir diesen Mist einzureden! Männer in Schutzanzügen haben mich in `Charlotte` fast erschossen! Ein Wunder, dass ich noch lebe! Ich bin Augenzeugin einer Katastrophe geworden. Panzer haben die Stadt in Brand geschossen und meine Schwester und ihren Ehemann umgebracht! Es ist kein Tanklastzug explodiert! Niemals! Höchst giftige Chemikalien der Tyrrell-Pharma haben die Umwelt verseucht! Und das versuchen Sie jetzt zu vertuschen, jawohl!”

”Bitte beruhigen Sie sich, Miss Brown!” fordert die Stimme im Lautsprecher sie auf. Captain Hill gibt Julie zu verstehen, sich wieder hinzusetzen.

”Ich habe Sie gebeten, kooperativ zu sein. Sie sind alles andere als kooperativ! Ich ersuche Sie eindringlich, keine Ammenmärchen in die Welt zu setzen. Unterschreiben Sie jetzt das Papier; dann bin ich bereit, Sie gehen zu lassen!”

Captain Hill schiebt ein beschriebenes Blatt unter Julies Augen. Demonstrativ hält er ihr den Füller hin.

”Tun Sie es! Unterzeichnen Sie! Gefährden Sie die nationale Sicherheit nicht mit albernen Schauermärchen! Niemand vertuscht hier was!”

”Ich bin Staatsanwältin und unbestechlich!” beharrt Julie auf dem Standpunkt. ”Ich bin nicht bereit, mich für Ihre Zwecke einspannen zu lassen! Ich werde dieses Papier nicht unterschreiben und mich der falschen Zeugenaussage schuldig machen! Das hat nicht das geringste mit Kooperation zu tun, sondern mit Nötigung und Erpressung, Sir!”

”Wie Sie wollen, Miss Brown,” sagt die Stimme gelassen. ”Dann werden Sie die Konsequenzen tragen!” -

□

Die `Tyrrell-Biotech` ist ein Tochterunternehmen des Tyrrell-Pharma-Konzerns. Der ausgedehnte Gebäudekomplex steht auf einer weiten, von waldigen Bergen umgebenen Ebene. Die fruchtbaren Felder und Weiden lassen den Mais und Weizen, die Gerste und Hirse besonders gut gedeihen; die

Rinder, Schafe und Schweine machen einen fetten, vor Gesundheit strotzenden Eindruck. Das Gemüse grünt saftig in symmetrisch angelegten Gärten. Subtropische Pflanzen, Beeren und Früchte spriessen üppig in riesigen Treibhäusern. Der Trockenreis findet von den Mitarbeitern des Forschungsinstituts eine ganz besondere Hege und Pflege. Er wächst nicht im Wasser; er findet sein Auskommen auf trockenen Böden.

Die Laborbauten sind grosszügig von doppelten Zäunen umgeben. Darin freilaufende Doberman-Hunde und ein ausgefeiltes Überwachungssystem halten unliebsame Eindringlinge fern. Patrouillen sichern das Gelände weiträumig ab. Die einzige Zufahrtsstrasse führt zum riesigen Parkplatz vor dem Hauptgebäude, ein architektonisch imponierender Glaspalast, zwanzig Stockwerke hoch. Sie ist besonders leicht zu überwachen. Die Wächterhäuschen stehen an der Taleinfahrt. Mitarbeiter und Besucher haben strenge Zutrittskontrollen zu passieren. Der äusserste Umfassungszaun, der mit empfindlichen Alarmanlagen ausgerüstet ist, befindet sich hier. Er umfasst den grössten Teil des Tals, das mehrere Quadratkilometer misst.

Nagelbänder liegen bei den Absperrschranken auf dem Asphalt. Sie können nur langsam und im Slalom umfahren werden, anderweitig würden sie jeden Autoreifen platzen lassen. Im gestaffelten Abstand können ein halbes Dutzend stählerne Prellrampen mitten auf der Strasse hochgefahren werden. Jedes Fahrzeug würde unweigerlich daran zerschellen, wenn es durchbrechen wollte.

Es gibt sechs kreisrunde Helipads. Sie befinden sich in unmittelbarer Nähe neben dem gläsernen Verwaltungsgebäude innerhalb einer separaten Sicherheitsumzäunung. Der orange Luftsack hängt jetzt schlaff an der Stange. Er zeigt den anfliegenden Flugmaschinen die Windverhältnisse an. Die Passagiere betreten den Komplex durch einen schlichten Seiteneingang. Das Hauptportal ist pompös und das ganze Jahr hindurch mit Fahnen geschmückt. Bunte Blumenbeete, akribisch geschnittene Bäumchen und Sträucher und ein beeindruckendes Wasserspiel begrüssen die Mitarbeiter und Besucher, die vom Parkareal herkommen. Es bietet tausend Autos Platz.

Der sichtbare Teil der `Tyrrell-Biotech` ist lediglich die Spitze eines Eisberges. Die Laboreinrichtungen und Forschungsstätten sind unterirdisch zwölfmal so gross. Jede Sicherheitsstufe liegt ein Stockwerk tiefer unter der Erde, neun Etagen hinunter. Diese sind in sieben Farbsektoren aufgeteilt. Sektor neun rot ist der Komplex der höchsten Sicherheitsstufe. Dort sind spezielle Schutzanzüge zwingend. Unabhängige Alarmsysteme und Sensoren überwachen den Umgang mit lethalen Substanzen und höchst virulenten Organismen. Zahlreiche Reinigungsschleusen müssen beim Betreten und Verlassen der Räumlichkeiten nacheinander passiert werden. Eine Freisetzung und jede Art von Kontamination muss unbedingt verhindert, das Restrisiko auf das menschenmögliche Minimum reduziert werden. Die baulichen und personellen Sicherheitsvorkehrungen sind streng; sie entsprechen den höchsten Anforderungen und modernsten Erkenntnissen...

Ein Dutzend Autobusse stauen sich vor dem Eingangstor der `Tyrrell-Biotech` an der Talmündung. Sämtliche Sicherheitskräfte sind aufgeboten worden. Sie drängen in voller Kampfmontur blindwütige Demonstranten mit Tränengas und Wasserwerfern zurück. Ein ungeheures Durcheinander herrscht. Die Gegner der Bio- und Gentechnologie greifen mit Stöcken, Steinen und Molotowcocktails an. Im kompromisslosen Fanatismus rotten sich die auseinander getriebenen Reihen immer wieder zusammen. Unermüdlich rennen sie gegen den polizeilichen Absperrgürtel an. Keine Chance! Die Mannschaften halten Stand. Zahlreiche Verletzte sind die Folge. Wehe, wenn die aufgebrachte Menge zu den Labors vordringt! Die Demonstranten würden in ihrem Umweltwahn gerade der Umwelt irreparable Schäden zufügen.

Der Grund der Aufregung sind zwei Entsorgungslaster, die blaue Fässer mit gelben Markierungstreifen in doppelter Lage geladen haben. Es sind Chemieabfälle, pulverisiert, vermischt mit einer Plastikmasse, um Verdünnung zu erreichen. Die Deckel sind hermetisch verschweisst. Das Ziel der Transporte ist der grosse Salzstock für die Endlagerung. Die Umweltschützer verhindern die Weiterfahrt. Tommy-Lee Duff, Jeff Duncan, Hank Nolan und andere Trucker der `Kirche` führen solche Fahrten gerne aus, und tatsächlich Jeff Duncan sitzt am Steuer des vorderen Lasters. Er und sein Beifahrer warten geduldig, bis die Ordnungskräfte die blindwütige Demonstration auflösen und die Durchfahrt ermöglichen.

Ein Hubschraubergeschwader knattert im Tiefflug über die erhitzten Gemüter hinweg. Es landet links und rechts der wirren Reihen und spuckt eine Kompanie Nationalgardisten aus. Sie kreisen die aufgebrachte Volksmenge ein. Mit Gummischrott und Tränengas treiben sie die Menschen unerbittlich auseinander. Minuten später erfolgen erste Verhaftungen. Bald besteht die Demo bloss noch aus ein

paar versprengten Grüppchen, die schnell das Weite suchen. Die Reporterteams von Radio und Fernsehen werden ebenso vertrieben.

Das Haupttor der `Tyrrell-Biotech` ist jetzt frei. Die Tieflader passieren die Sperren und fahren los. Dann kommen die Busse von der Gegenseite an die Reihe. Die Passagiere erfahren eine eingehende Kontrolle und erhalten Besucher-Badges. Sie müssen offen getragen werden; sie dienen der Zutrittsbewilligung für die weissen Sektoren innerhalb des Forschungsareals.

Marc Tyrrell lässt es sich nicht nehmen, seinen Wahlkampf für den Senat in Washington in einem seiner wichtigsten und umstrittensten Fabrikarealen des Konzerns zu führen. Die Besucher haben eine persönliche Einladung des ehemaligen Vorstandsvorsitzenden erhalten. Es sind ausgesuchte Leute, nicht zuletzt politische Gegner und Skeptiker gegenüber der Gentechforschung. Hochgestellte Persönlichkeiten fahren mit ihren Privatautos vor, höhergestellte im Rolls Royce oder in Staatskarrossen. Geldgeber und Politiker in höchsten Ämtern, dessen Wahlstimmen der Governor bedarf, lässt er mit Hubschrauber einfliegen. Das halbe Dutzend Helipads ist rasch belegt. Die anderen Maschinen müssen ausserhalb der Umzäunung auf dem Rasen landen. Die Gäste werden von Elektromobilen zum Eingang gefahren. Diese Spezialfahrzeuge gleichen Golfbuggies; sie zirkulieren normalerweise in den weitläufigen Korridoren und Verbindungsgängen zwischen den Laborsektoren und den unterirdischen Stockwerken.

Eine Fernseh Equipe macht sich im Apollo-Saal für die Sendung bereit. Dicke Kabelbündel führen zum Übertragungswagen, der neben dem Hauptgebäude parkt. Die Antennenschüssel auf dem Dach peilt den Satelliten an, der die Live-Sendung direkt ins Network einspeist. Ein Kamerateam fängt Ehrengäste vor der pompösen Eingangstüre ab, um Statements und Interviews zu kriegen. Im gläsernen Lichthof der Empfangshalle, die dem geräumigen Apollo-Saal vorgelagert ist, sind weitere Reporter postiert. Sie befragen die Persönlichkeiten, die der ersten Equipe durch die Lappen gegangen sind.

Die Besucher strömen herein. Sie füllen langsam den Saal, bis fast kein Platz mehr übrig ist. Eine gespannte Erwartungshaltung herrscht unter dezenter Musikberieselung. Man harret dem festlichen Auftritt des grossen Tyrrell.

Pünktlich, auf die Minute genau, erschallen Fanfaren in den Lautsprecheranlagen. Der Gouverneur erscheint. Stürmischer Applaus begleitet den Strahlemann vom Saaleingang zum Blumen geschmückten Rednerpult. Gattin Karen, Töchterchen Jamie, das gesamte Direktorium des Forschungsinstituts geben dem Gepränge ein würdiges Aussehen. Es ist, als ob der Kaiser im römischen Senat Einzug hielte.

Die `standing ovations` dauern an, als Marc Tyrrell das Sprecherpodium längst erreicht hat. Es besteht natürlich eine glänzende Organisation von Klatschern und Beifallsrufern hinter dem brausenden Empfang. Das hält den Governor nicht ab, die Huldigungen tüchtig auszukosten. Er muss mehrmals das Wort ansetzen, ehe der Saal Ruhe gibt. Erst dann kann er sich für die entgegengebrachte Begeisterung bedanken und die Gäste begrüßen. Er kontert der gewalttätigen Demonstration beim Taleingang mit ausgewogenem Humor, der den Apollo-Saal mit Lachern erfüllt, aber politischen und gentechnischen Gegnern keine Angriffsfläche bietet. Schliesslich ist sein Auftritt ein Wahlkampf, der übers Network geht und keine Patzer duldet, die Stimmen kosten könnten. Im Gegenteil! Das Podium gibt ihm die Gelegenheit, ohne grosse Zusatzkosten für sich und sein Forschungszentrum zu werben und Genskeptikern den Nutzen dieser Spitzentechnik für Mensch und Umwelt näherzubringen. Zweierlei werde häufig mit der Gentechnologie verwechselt, sagt er, zum einen aus Unkenntnis zum anderen aus propagandistischen Gründen fanatischer Gegner: die Biotechnologie und die In-vitro-Fertilisation, die künstliche Erzeugung von Retortenbabies. Embryonen zu Forschungszwecken an Stammzellen würden bei der Tyrrell-Pharma nicht hergestellt; es würden aber sehrwohl innerhalb dieser Mauern molekulare Prozesse an Pflanzen und Tieren erforscht zur zweckgerichteten technischen Nutzung organischer Produktivität, die ökonomischen und Umweltzwecken dienen, wie der Öl- und Abfallbeseitigung. Das sei kaum anders als bei der Herstellung von Bier und Käse, der Kelterung von Wein, überall da, wo spezifische Mikroorganismen, die gentechnisch unverändert sind, einen entscheidenden biochemischen Einfluss ausüben.

Mehr will der Gouverneur nicht darüber sagen. Ein allzu engagiertes Votum zugunsten der Gentechnologie könnte entscheidende Stimmen kosten. Er will die uneinsichtigen, unentschlossenen Wähler nicht brüskieren, die sein politisches Credo und sein Wahlkampfprogramm unterstützen könnten.

Marc Tyrrell übergibt das Wort dem Direktor des Forschungsinstituts, der jetzt die näheren Details erläutert. Tosender Applaus erfüllt den Saal. Der Senatskandidat setzt sich neben seine Frau und Töchterchen Jamie. Es dauert Minuten, bis der Beifallssturm verebbt. Dann hält der Direktor die ein-

führende Rede. Ein kurzer Einblick folgt in das Verfahren der Gentechnologie. Er veranschaulicht es mit hervorragend illustrierten Lichtbildern:

"Das Erbmateriale von Menschen, Tieren und Pflanzen besteht aus der gleichen chemischen Grundsubstanz, der Desoxyribonukleinsäure, abgekürzt DNS," betont er. Das Dia zeigt das um seine eigene Achse gedrehte Makromolekül. "Die Erbfaktoren sind Abschnitte weniger langer Kettenmoleküle, der Gene, von denen jedes in einem Organismus eine genau definierte Funktion besitzt. Sie sind auf den Chromosomen, welche sich im Zellkern befinden, aufgereiht. Der Mensch verfügt über 48 Chromosomen, in den Geschlechtszellen 24. Die Anzahl der Gene auf den Chromosomen ist noch nicht genau bekannt. Sie liegt ungefähr bei 100'000. Jedes Einzelgen besteht aus einigen tausend Kettengliedern. Von ihnen gibt es in der Natur bloss 4 Grundbausteine. Sie sind farbig abgebildet. Jeweils zwei dieser Moleküle sind mit Wasserstoffbrücken miteinander verbunden; das Gerüst der gesamten DNS besteht aus Zucker und Phosphor. Die Anordnung und Reihenfolge - die Triplet-Sequenzierung - der 4 Genmoleküle enthält die präzise genetische Information, ähnlich der Anordnung von Buchstaben in den Wörtern einer Schrift."

Es herrscht gespannte Ruhe im Auditorium. Man konzentriert sich auf die hochinteressanten Ausführungen.

"In den letzten Jahren hat die Wissenschaft Verfahren entwickelt, die es erlauben, ein einzelnes Gen aus der DNS herauszuschneiden, zu isolieren und die Anordnung ihrer Kettenglieder - also ihre genetische Information - zu ermitteln. Bei der Vermehrung lassen sich einzelne Bausteine gezielt austauschen, um so die Information zu verändern. Diese Gene lassen sich anschliessend wieder in lebende Organismen einschleusen und dort zur Funktion bringen. Dabei kann der Empfängerorganismus ein ganz anderer sein als der Spenderorganismus. Nur diese Verfahren werden als Gentechnik bezeichnet. Alle anderen haben mit der Gentechnologie nichts zu tun und werden mit anderen biochemischen Verfahren stets verwechselt. Diese Unterscheidung ist wichtig, um die Gentechnologie richtig zu verstehen."

Der Redner macht eine kurze Memorierungspause. Dann fährt er weiter.

"Seit Jahrtausenden greift der Mensch bei der Züchtung von Pflanzen und Tieren in deren genetische Eigenschaften ein. Das geschieht durch eine Auswahl einzelner Individuen mit den gewünschten Eigenschaften. Grundlage für die Züchtung ist das natürliche Auftreten erblicher Veränderungen, von sogenannten Mutationen. Die Gentechnik unterscheidet sich von den herkömmlichen Züchtungsverfahren dadurch, dass einzelne Gene isoliert und später wieder in lebende Organismen eingeführt werden können. Dieser Eingriff geschieht gezielt, gemäss der gewünschten Eigenschaft oder Wirkungsweise des isolierten Gens. Bei der natürlichen Züchtung werden alle Gene von der Vater- und Mutterzelle gemischt, in der Gentechnik immer nur ein Gen oder allerhöchstens ein paar wenige, die dem Genbestand eines Organismus hinzugefügt oder in ihm ausgetauscht werden; man erreicht so spezifischere Merkmals- oder Funktionsveränderungen."

Der Direktor des Forschungsinstituts scheint die Frage, die seiner Zuhörerschaft auf den Lippen brennt, zu spüren.

"Wozu dient eigentlich die Gentechnologie?" spricht er sie aus. "Erstens, für die Grundlagenforschung und all diejenigen Zweige der Biologie, die sich mit den Vorgängen innerhalb der einzelnen Bauelemente der Lebewesen, der Zellen und deren Chemie befassen. Da ist die Gentechnik ein sehr wirksames Erkundungsmittel. Es erhöht unsere Kenntnis der Funktionsweise der Zellen und der in ihr ablaufenden biochemischen Prozesse. - Zweitens, in der Herstellung von Naturstoffen für medizinische Zwecke, wie Hormone, Impfstoffe und für gentechnisch veränderte und verbesserte Produktionsorganismen für die Massenherstellung von Wirkstoffen in Medikamenten, oder für die natürliche Keimrichtbeseitigung. - Drittens, für diagnostische Verfahren. Ich erwähne das wichtigste Anwendungsgebiet: die Medizin. Schon vor der Geburt, beim Fötus, lassen sich beispielsweise viele Eigenschaften des heranwachsenden Menschen feststellen. Die Gendiagnostik kann eine besondere Disposition für später auftretende unheilbare Krankheiten aufzeigen. Gerade in dieser Gentechnikdisziplin können schadhafte Gene gegen gesunde ausgetauscht werden, um die Möglichkeit solcher Krankheiten, wie Krebs, Parkinson, Diabetes, Alzheimer, Bluterkrankungen, gar nicht erst auftreten zu lassen. - Viertens, die Keimbahntherapie: Bei Pflanzen und Tieren ist es möglich, genetisches Material in die Keimzellen einzuführen, so dass Veränderungen und gewünschte Eigenschaften nicht nur an dem behandelten Organismus, sondern auch an seinen Nachkommen sichtbar werden. Das wirft beim Menschen natürlich eine besondere Problematik ethischer Fragen auf. - Fünftens und letztens, die Anwendung der Gentechnik in der Landwirtschaft: Die massenhafte Vermehrung von gentechnisch veränderten

Pflanzen und Tieren gebietet besondere Vorsicht, da Fehler und erst später bemerkte negative Folgen weitreichend sein können. Hier liegt eine äusserst wichtige Verantwortung der Forscher für die belebte Natur. Die Erhaltung der Vielfalt in langer Evolution entstandener Arten - die übrigens durch das Vordringen extensiver Landwirtschaftsmethoden beträchtlich eingeschränkt werden können! - muss gegen die Notwendigkeit einer Steigerung und qualitativen Verbesserung der Nahrungsmittelproduktion wegen einer nach wie vor explodierenden Weltbevölkerung gut abgewogen werden."

Der Direktor der `Tyrrell-Biotech` schiebt eine kleine Pause ein, um das Gesagte in den Köpfen wirken zu lassen. Dann kommt er zum Schluss seines Referates. Er betont, dass in die Problematik der Sicherheit einer verantwortungsbewussten Gentechnologie und des Missbrauchs auch ethische Elemente eingebracht werden müssen. Leider lasse die genetische Verwandtschaft der Lebewesen Horrordisvisionen beliebig neu konstruierter Menschen oder genetisch genormter Arbeitersklaven und einer durch genetisch veränderte Nahrungsmittel vergiftete Menschheit Wirklichkeit werden, was mit Fakten und Realitäten nicht das geringste zu tun habe. Die ethische Beurteilung der Gentechnik dürfe keinesfalls pauschalisiert und verunglimpft werden, obwohl die Gegner das immer wieder machen. Man müsse die gesamte Gentechproblematik sehr differenziert betrachten und beurteilen. Nicht zuletzt sei zwischen dem humanen und nichthumanen Bereich zu unterscheiden - und im humanen die Gendiagnose von der Gentherapie und diese wiederum von der nicht statthaften von der statthaften Genmanipulation.

Dem Referent schallt auf dem Podium grosser Applaus entgegen. Er bedankt sich und stellt dem Auditorium eine zukünftige Abteilungsleiterin vor. Dr. Jill Harmon werde in vier Wochen die Leitung des Sektors drei rot übernehmen. Dort würden hochvirulente, dem Ebola verwandte Viren untersucht. Selbstverständlich können die Besucher diese Abschnitte aus Sicherheitsgründen nicht betreten - und selbstverständlich unterliegt die Tätigkeit in jenen roten, gelben, blauen, grünen und braunen Sektoren einer gewissen Geheimhaltung, bis Forschungsergebnisse veröffentlicht werden können. Es freue ihn jetzt ausserordentlich, und es gereiche zu hoher Ehre, die diesjährige Nobelpreisträgerin für Medizin als eine zukünftige Mitarbeiterin begrüßen zu dürfen. Ihre Wahl sei eben in Stockholm bekanntgegeben worden.

Ein Beifallssturm hebt an, wie ihn der Apollo-Saal noch nie erlebt hat. Jill Harmon läuft es kalt und heiss den Rücken runter. Sie kann kaum vom Stuhl aufstehen. Die Knie sind ganz weich und matschig; Tränen der Rührung purzeln über dezent geschminkte Wangen. An einen Nobelpreis hat sie nie im Traum gedacht.

Marc Tyrrell lässt es sich nicht nehmen, am Glanz der Verkündung dieser höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung teilzuhaben und für seinen Wahlkampf auszunützen. Er präsentiert sich mit Jill Harmon und dem Direktor für Forschung und Entwicklung als brillierender Strahlemann im Blitzlichtgewitter der Fotografen und den livegeschalteten Kameras auf dem Podium. Der üppige, ihm zugedachte Blumenstraus findet durch seine Hand den Weg an die Brust der zukünftigen Mitarbeiterin, die in der molekularen Aids-Forschung bahnbrechende Entdeckungen gemacht hat, die eine Heilung und ein neues Testverfahren ermöglichen. Er scheut sich nicht, eine aufpeitschende Laudatio auf Jill Harmon's Qualitäten zu halten. Selbstverständlich erwähnt er das Forschungsinstitut, wo sie die Entdeckungen gemacht hat, das seit ein paar Jahren eng mit der `Tyrrell-Biotech` zusammenarbeitet. Was er aber nicht sagt, ist die insgeheime Abwerbung durch seinen Direktor; ihm waren ihre hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten und die exzellenten Referate auf Fachkongressen aufgefallen. Ein doppeltes Verdienst, eine höhere Position mit einhundertachtzig Mitarbeitern, was die gesamte Belegschaft des letzten Arbeitgebers um ein Drittel übersteigt, und die Möglichkeit, grosse Forschungsprojekte mit unvergleichlich höherem Budget anzupacken, das war der unwiderstehliche Lockvogel für die ehrgeizige, aufstrebende Jill Harmon. Dass der `Tyrrell-Biotech` jetzt eine Nobelpreisträgerin unerwartet ins Haus flattert, hat niemand voraussehen können. Die `Chemical Research Laboratories` werden sich die Haare raufen - nicht zuletzt Charles Spencer, Jills Chef und Mentor.

Jill, die mit ihren verlorenen Kontaktlinsen einen Krach zwischen Julie-Anne und Charly heraufbeschworen hatte, strahlt wie die Sonne am Mittagshimmel. Sie ist nicht nur schön, sondern auch überaus gescheit! Die Dreissigjährige trägt ein dunkelblaues, elegantes Kostüm und wenig Schmuck, dafür echten, der ihre Weiblichkeit trefflich unterstreicht. Perfekt gewachsen und mit fraulich hochgestecktem, rot leuchtendem Haar, nimmt sie an der Seite des mächtigsten Mannes im Bundesstaat den brausenden Beifall entgegen. Dann ist es an ihr, das Wort ans Auditorium zu richten.

Sie bedankt sich und gibt ihrer ausserordentlichen Überraschung des unverhofften Nobelpreisgewinns Ausdruck. Sie ist vollkommen überwältigt. Sie streicht eine Freudenträne aus dem Augenwinkel

und räuspert sich, weil die Stimme vor Ergriffenheit versagt. Ein tosender Applaus honoriert die Gefühle.

Jill Harmon kommt zum Thema. Sie spricht über ethische Argumente, die die Nutzung der Gentechnologie nicht einfach in Bausch und Bogen verdammen, sondern die für eine Nutzung dieser neuen biologischen Möglichkeiten sprechen,...

"... um Krankheiten bei Pflanzen, Tieren und Menschen zu verhindern oder zu heilen." Hier schiebt die Molekularbiologin die Begriffe Aids, Parkinson, Alzheimer, Krebs, Diabetes und Blutkrankheiten ein. "Ferner liegt es in der Verantwortung des Menschen, wie es Governor Tyrrell richtig angesprochen hat, umweltverträgliche, mikrobielle Verfahren für die produktive Abfallverwertung zu entwickeln, die Nahrungsmittelproduktion für eine ins Gigantische ansteigende Menschheit und ihre Nutzspezies unter umweltverträglichen Bedingungen zu gewährleisten, unbekannte Parasiten und Massenschädlinge zu bekämpfen und neue, effizientere Medikamente und Impfstoffe herzustellen. Gerade an diesem Institut laufen die Forschungen auf Hochtouren, gentechnisch schädlings- und krankheitsresistentere Nutzpflanzen und Nutztiere zu entwickeln: Nutzpflanzen, die mit weniger Pestiziden und Kunstdünger eine schonendere, sprich umweltfreundlichere Bewirtschaftung der Felder gestatten und mit kargerem Böden und weniger Wasser auskommen; Nutztiere, die ausser den Proteinen, die sie uns Menschen sowieso in Fleisch und Milch liefern, auch noch einige zusätzliche mitfabrizieren, die ihnen keinen Schaden zufügen, die unserer Gesundheit aber sehr förderlich sein können. Gewiss," betont die holde, rothaarige Biochemikerin, "je näher die Nutztiere dem Menschen stehen, desto nachdrücklicher kommt dem tierschutzethischen Argument Gewicht zu! Wir dürfen die Tiere nicht eigennützig vermeidbaren, unzumutbaren Leiden aussetzen! Das gilt sowohl für die traditionelle Tierzucht als auch für die Anwendung gentechnischer Verfahren. Ich sehe nicht ein, warum das aus ethischen Gründen abgelehnt und verdammt werden müsste, ja überhaupt abgelehnt werden dürfte!"

Die Zuhörer applaudieren. Die frisch gebackene Nobelpreisträgerin fährt fort:

"Auch das scheinbar so ethische Argument der Ehrfurcht vor der Schöpfung, die uns gebietet, nicht zu vermischen, was der Herr säuberlich, Spezies für Spezies, getrennt habe, enthüllt sich bei näherer Betrachtung als eine ethisch verbrämte `ptolomäische Biologie`. Was hier von Gentechgegnern, wie wir sie vorher am Eingang dieser weltberühmten Forschungsstätte erlebt haben,..." Lacher ertönen im Apollo-Saal. "... heilig gesprochen werden soll, sind nicht die ewig gültigen Schranken zwischen den Spezies, sondern die Schranken des Auffassungsvermögens einer unbelehrbaren, typologischen Betrachtung biologischer Wirklichkeiten!"

Beifall rauscht durchs Auditorium.

"Hat nicht jahrtausendelange Erfahrung mit Kreuzungsexperimenten gezeigt, dass übertriebene Ängste vor genetisch neuen Varianten, die wir verzehren, jeder sachlichen Basis einer gesundheitlichen Schädigung entbehren?" wirft Jill Harmon ein. Das Rauschen schwillt zur Kaskade an.

"Dürfen wir es mit gutem Gewissen für moralisch halten - denn die bald zehn Milliarden Menschen auf der Welt werden es sich sehr rasch nicht mehr leisten können, für ihre Umwelt, Ernährung und Grundversorgung - aus lauter Edelmut auf eine Technologie zu verzichten, die geeignet ist, die Nahrungsmittelproduktion effizienter, resistenter, umweltfreundlicher, ja gesünder zu gestalten?"

Die Beifallsstimmung hält an.

"Ist es moralisch und ethisch vertretbar, zu einer Technologie nein zu sagen, die Millionen unheilbar kranken Menschen Linderung oder gar eine Genesung bringen kann?"

Jetzt hat der Applaus den Pegel erreicht, bei dem Jill Harmon nicht mehr weitersprechen kann. Sie muss warten, bis er auf ein erträgliches Mass zurückgeht und die Worte wieder verständlich sind.

"Ich möchte nicht der Arzt sein, der dieses Nein den Aids-, Krebs-, Alzheimer-, Parkinsonkranken und anderen Patienten, die auf Heilung hoffen, sagen muss! Ich möchte hinzufügen, dass viele Medikamente und Impfstoffe gerade und ausschliesslich gentechnisch reiner, wirksamer und in grossen Mengen hergestellt werden können! Eine industrielle Produktion versorgt Millionen Hilfsbedürftige und nicht nur ein paar wenige Reiche. Wir Biochemiker, Molekularbiologen und Genetiker sind keine Hexenmeister, die in den Laboratorien Gifte brauen, Föten missbrauchen, Menschen klonen und Tiere quälen, was uns unsere Gegner immer wieder unterstellen, o nein! Wir kennen unsere Verantwortung! Da, wo das Gesetz keine Schranken setzt, setzen wir sie uns selber. Wir dürfen selbstverständlich nicht alles tun, was technisch machbar wäre. Das ist eine ethische Trivialmaxime. Aber `abusus non tollit usum`: Der mögliche Missbrauch einer Technologie durch einige wenige verantwortungslose Forscher spricht nicht gegen den ethisch und moralisch zustimmungsfähigen Gebrauch wissenschaftlich-technischer Möglichkeiten. Soviel dürfen wir von der mittelalterlichen Moralphilosophie

allemal lernen! Heute gilt alles schnell und unbesehen als bedenklich, wogegen jemand Einwände erhebt, selbst wenn es bloss Scheineinwände sind und Angstmache dahintersteckt. Angst ist wohl der schlechteste Berater in allen Lebenslagen. Es ist bekanntlich die Vernunft und die Möglichkeit, moralisch-ethisch zu handeln, was unsere Spezies von den nächsten Tierverwandten unterscheidet."

Dr. Jill Harmon erntet ausgiebigen Applaus. Sie ist mit dem Referat noch nicht fertig, das sie jetzt vor laufenden Kameras hält und der halbe Bundesstaat live mitverfolgen kann. Zum nächsten Teil der Rede kommend, sagt sie:

"Mir will es manchmal scheinen, dass das grösste Risiko der Gentechnologie nicht von irgendwelchen fehlenden Gesetzen kommt, die nur verbieten. Die Gentechnik leistet für das Überleben eines grossen Teils der Menschheit jetzt schon einen kaum mehr wegzudenkenden Beitrag, den wir nicht auf ein Minimum einschränken wollen und dürfen. Die grösste Gefahr kommt auch nicht von den Forschern, die sehrwohl über ein ethisches, verantwortungsbewusstes Gewissen verfügen. Sie kommt auch nicht von den gentechnisch veränderten und verbesserten Organismen, Pflanzen und Tieren her, die wir freisetzen und schliesslich essen - oder von neuen Impfstoffen und Medikamenten, die auf diese Weise hergestellt werden. Nein! Das grösste Risiko stellt die Verbreitung von Horrorszenarien dar, die Panikmache durch Mitbürger über die genetische Biotechnologie, die sich beim Ausmalen ihrer Angstfantasien von Frankenstein und einer genetisch geklonten und ferngesteuerten Menschheit weder durch eine realistische Bewertung der Fakten und Argumente noch durch das ethisch gebotene Abwägen der Folgen von Handlungs- und Nichthandlungsalternativen aufhalten lassen. Es ist die Lust am Grauen dieser Leute, eine absichtsvoll selbst ausgemalte Geisterbahn, die eine viel grössere Gefahr darstellt, als die verantwortungsbewusst praktizierte Gentechnik selbst!"

Jetzt hebt ein Beifallssturm im Apollo-Saal an, wie er gewaltiger nicht sein könnte. Jill Harmon erntet eifrige Zustimmung aber auch Pfiffe von denjenigen, die ihre Ansichten nicht teilen, weil es stets Einwände gibt und alles und jedes zerredet werden kann.

Die Molekularbiologin, der man eher das Fotomodell, den Filmstar oder die Tänzerin als die Wissenschaftlerin und Forscherin zusprechen würde, fährt mit den Ausführungen weiter:

"Dass gerade wir Genetiker und Stammzellenforscher nicht alles tun dürfen, erfordert, die ethisch begründeten Massgaben zu prüfen, was erlaubt oder untersagt ist, aber zugleich nicht davon abzulassen, herauszufinden, welche Möglichkeiten unserem Können im Rahmen des Erlaubten offenstehen. Wir dürfen auch ohne Forschungsverbote nicht alles, was wir können, aber wir können mit Sicherheit noch lange nicht alles, was wir dürften und oft sogar dringend tun müssten und bräuchten!"

Die Referentin lässt sich vom heftigen Applaus nicht unterbrechen.

"Wir sollen, ja wir müssen uns daran erinnern: Es gibt eine ethische Pflicht zum Forschen, zum Streben nach Wissen, das bessere Einsicht verleiht und hilft, die drängendsten Probleme der Ernährung, Gesundheit und Umwelt zu lösen - und wenn wir sie heute nicht zu lösen vermögen, sie dann wenigstens auf ein erträgliches Mass zu reduzieren. Es gibt nämlich auch eine Erbarmungslosigkeit des guten Gewissens Hungernden und Kranken gegenüber! Sie tut sich gross durch Nichtstun nichts falsch zu machen! Und dann findet sie es auch noch moralisch und ethisch erhaben, möglichst unheilvolle Vorhersagen und Schreckensbilder zu propagieren, die nichts mit Fakten und Realitäten zu tun haben, zu verdammern und Furcht zu verbreiten. Ich frage: Was ist denn das für eine Ethik und Moral?"

Es ist ganz still im Saal geworden. Die Zuhörer sind berührt und scheinen nachzudenken.

"Die Wissenschaft hat den moralischen Auftrag," fährt der rote Lockenkopf, der so gar nicht ins Klischee einer Wissenschaftlerin passt, weiter, "uns klüger zu machen, uns vom Aberglauben zu befreien, der nach wie vor in den unterschiedlichsten Formen und Praktiken grassiert, uns von Angst und Schrecken zu erlösen, die uns unsere Unwissenheit, das Leid und die Krankheit immer wieder zufügen und die Geheimnisse der Schöpfung zu erschliessen, damit wir ihre Ehrfurcht gebietende Würde erkennen, um sie vor uns selbst zu schützen! Es wäre doppelt dumm, aus Angst vor der eigenen Unvernunft gar nichts Neues mehr tun zu wollen, die menschliche Neugier zu verbieten, die Früchte am Baum der Erkenntnis verdorren zu lassen! Wir brauchen nicht weniger wissenschaftlichen Fortschritt! Wir brauchen mehr Vernunft im Umgang mit den Möglichkeiten, die er uns bietet! Um zu wissen, was man besser nicht tut, muss man wenigstens zuerst erkunden, worum es sich handelt. Wir können nur Gifte meiden, die wir kennen. Wir können nur Gegengifte - um es mit Paracelsus zu sagen - entwickeln, wenn wir die dahinterstehenden biochemischen Prozesse erforscht haben. Deshalb darf auch der Beschluss zur Forschung, zum Wissenserwerb, nie zugleich den Beschluss zur Anwendung beinhalten.

Unwissenheit, Verunglimpfung, Unvernunft, Fanatismus verspielt a priori jede Chance! Wissen muss keineswegs jede Chance nutzen, im Gegenteil!"

Jill Harmon legt die letzte Stichwortkarte offen, während grosser Beifall ertönt.

"Ich bin der Überzeugung," sagt die rotlockige Schönheit zum Auditorium und in die laufenden Kameras, "dass auch die noch so philosophisch verfeinerte Ethik unser Leben nicht mit Sinn erfüllen kann, wenn es uns an Wertgefühlen mangelt, an der Stimme des Herzens fehlt, das wir mit Gewissen umschreiben, oder wenn es uns an Vernunft fehlt, die von Aberglauben, Fanatismus und anderem Unwissen verschüttet ist. Ich möchte an drei Triebkräfte zum Guten erinnern, die uns helfen können, wenn wissenschaftliche Logik und Erkenntnis nicht weiterhilft: Ohne die Liebe zum Menschen und den Mitgeschöpfen, ohne die Liebe zum Leben selbst, wäre das Leben tatsächlich nur Biochemie! Ohne Liebe sind auch moralische Normen und ethische Gesetze letztlich bloss Betriebsvorschriften. Zur Liebe gehört aber auch das Mitleid mit dem Leiden des Menschen und anderer leidensfähiger Geschöpfe. Ohne Mitleidsfähigkeit und Einfühlungsvermögen in die arme, kranke, schwache, elende, bedürftige Kreatur drohen wir allzu leicht zu herzlosen Gefangenen der ethisch bestbegründeten Gesetze zu werden. Die Moral einer Gesellschaft misst sich am Umgang mit den schwächsten, ärmsten ihrer Mitglieder. Weder Liebe noch Mitgefühl erfassen die dritte Triebkraft: Es ist dies eine Empfindung, ohne die unser Leben verarmt. Es ist dies das Gefühl für einen Wert, der in den Dingen ist, der Achtung vor dem Menschen, die Ehrfurcht vor der Schöpfung und die Begeisterung für die Würde der Natur, ja der ganzen Welt, die sich gerade dann am vollsten entfaltet, wenn wir sie erforschen - ich meine das Gefühl für die Schönheit des Universums und die ihm immanenten Gesetze, nach denen die kompliziertesten Prozesse ablaufen. Es ist auch das Gefühl, dass wir nicht mutwillig zerstören dürfen, was wir nicht wieder gutmachen können - mit einem Wort: Zu Liebe und Mitleid muss die Begeisterung für das Wertvolle kommen, so schwer es im Einzelfall zu bestimmen sein mag, sowie die Ehrfurcht und Achtung vor der Würde der Natur. Ich glaube, dass wir ohne solche im tieferen Sinne menschliche Grundlagen unseres Daseins nicht auskommen können, wenn wir verhindern wollen, dass wir nach langer Menschheitsgeschichte, die vor allem auch eine Geschichte der Befreiung zum Menschlichen ist, nicht einer neuen Barbarei - diesmal nicht animalischer Natur, sondern soziotechnischer Art! - verfallen wollen. Wir müssen wissen, die Gene bereiten die Individualität eines Menschen, eines Tieres oder einer Pflanze vor, aber sie definieren sie nicht. Es gibt auch keine `menschlichen Gene` für sich. Die meisten, nämlich 95 bis 98 %, haben wir mit vielen Tieren gemeinsam. Es gibt Genkombinationen, die einem Keim die Möglichkeit geben, sich zu einem Menschen zu entwickeln. Es gibt auch keine kranken Gene. Es gibt nur kranke Menschen, Tiere, Pflanzen und Gene, die mehr oder weniger wahrscheinlich zu Krankheiten disponieren! Hüten wir uns vor einem neuen Biologismus, der in unseren Genen ein und alles sieht!"

Jill Harmon muss die Rede wegen des brausenden Applauses abermals unterbrechen, ehe sie zum Schluss kommt. Als er nicht enden will, fährt sie einfach weiter:

"Ohne Liebe, meine sehr verehrten Damen und Herren, ohne Liebe, Mitleid, Ehrfurcht und Begeisterung für das Schöne und seine Würde hätten uns weder ein perfektes genetisches Wissen noch ausgeklügelte philosophische Maximen, noch beide zusammen, auf die Dauer etwas zu sagen, das uns wirklich befriedigen könnte. Deshalb möchte ich mit der Feststellung schliessen, dass auch die gesamte Wissenschaft, Genetik wie Ethik vereint, doch nur ein Teil eines grossen Ganzen ist, für das das Leben sich lohnt. Aber das ist dann weit jenseits dessen, worüber eine Wissenschaftlerin als Wissenschaftlerin zu reden vermöchte. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich, mein bescheidenes Wissen und meine engagierte Arbeitskraft diesem hochgeschätzten Institut zur Verfügung stellen zu dürfen."

Der Apollo-Saal der `Tyrrell-Biotech` erzittert unter tosendem Beifall. Der Governor lässt es sich nicht nehmen, Jill Harmon erneut zu gratulieren und sich im Glanz ihrer Rede zu sonnen. Sein Direktor bildet das dritte Glied der Troika. Gleissende Blitzlichter irrlichten über die Gesichter, so dass die Fernsehbildschirme überstrahlen. Der Tonmeister muss den Pegel um Dezibel zurücknehmen, da die Übersteuerungsdioden ins tiefe Rot ausschlagen. Die Ovationen dauern Minuten. -

□